

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Ueber die Brücke
Autor: Matthey, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Über die Brücke.

Eine Novelle aus dem Tessin von Maja Matthey.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Müden Schrittes schleicht Alberto Betelino die steinige Gasse
Navechias hinab.

Aus rot geschwollenen Lidern erzählen seine trübe aufblitzen Augen von Rauch und Rot und Entbehrung. Seine schweren Holzschuhe schlagen wiederhallend auf die Steine. Ihr Getönen klettert empor an den armseligen Hütten des Dorfes und dringt durch die mit Lumpen und Papier verstopften Fensterscherben hinein in die kleinen, niedrigen Stuben. Enge lauern dort die Leute zusammen. Es ist Winter. Eine scharfe, brennende Luft schauert durch das Mark der nackten Feigenbäume. Schlaff hängen die Palmenfinger herab, und grau und farblos überdacht der Himmel die trockene graue Erde.

Aus dem vergitterten Küchenfenster der Maria qualmt ein düstender Dampf.

Alberto hebt die Nase hoch und schnaubert und schnauft. Seine sorgenvollen Züge hellen sich auf, und schnellern Schritte geht er dem Geruch nach Fleischbrühe nach. „Mein armes Kind ist so krank, und ich habe nichts mehr für seinen Hunger,“ sagt er bittend und schaut gierigen Auges die satte dralle Köchin an.

Maria hat heute einen Brief vom Liebsten bekommen, und weich gestimmten Herzens taucht sie den Schöpflöffel tief in den dampfenden Topf.

Das Becklein des Heischenden wird voll bis zum Rande. Sorglich umhüllt er mit einem Zipsel seines Gewandes die wohlige Wärme. Er geht behutsam den Pfad ins Dorf zurück wie ein Mädchen, das einen Korb voll Gier trägt.

Vor einer Hütte im Nebengehänge bleibt er stehen. Aus rohen, unbekauenen Steinen, wie sie der Zufall den fügenden Händen bietet, aus Felsstücken sind ihre Seiten zusammengeworfen. Sie sind voller Ecken und Kanten und Unregelmäßigkeiten in Farbe und Form; da steht ein Granitstein seine schwere Faust auf das weiße Leuchten eines rundlichen Kieselns, und hier und dort füllen rote Sandsteinbrocken gleich küsslichen Mäulchen die Lücken aus, wie das bisschen Liebe, das dem rauen Leben eine tröstliche Anmut gibt.

Schwer dreht sich die Tür in den Angeln.

Die Hütte bildet einen einzigen Raum mit einem kleinen Mauerchlitz, durch den das Tageslicht spärlich fällt.

Beim Knirschen der Türe regt sichs in dem breiten, von Decken und Lumpen hoch gesichteten Bett.

„Warte, mein Kindchen, mein süßes Herzchen, ich bringe dir eine heiße Fleischbrühe!“ Zärtlich, mit einem kleinen Tone von bemühten Befehlen in der Stimme, spricht Betelino.

Ein altes Weiblein hebt den Kopf hoch aus den Decken und schaut ungläubig den Gefährten an.

„Die wird dich gesund machen, Liebchen!“ redet der Alte dem Weiblein zu und streckt ihr das Becken hin. Sie schnupft und knucht eine Weile, nimmt einen Schluck und reicht das Gefäß dem Manne.

„Trink nun du!“ flüstert ihre leise Stimme, die den weichen vertraulichen Klang einer Kinderstimme beibehalten hat.

„Ich bin gesund,“ wehrt Alberto und streckt und reckt sich, um sich einen Anschlag zu geben von Kraft und Jugendlichkeit.

„Trink nur du, mein Täubchen!“

Aber das Weib läßt nicht nach mit Bitten. Da nimmt Alberto das Becken, schluckt und schlürft zum Scheine und reicht es wieder dem Weibe hin. Dabei huscht ein Lächeln über sein Gesicht. Das sieht aus wie der junge Frühlingsschmuck am morschen Baume. Noch tiefer und zahlreicher werden seine Runzeln. Er hatte sein Kindchen, sein süßes Täubchen überlistet.

Fröhlich schmunzelnd schlüpft er in den Berg von Lumpen hinein.

II.

Die dampfende Suppe hatte die Sinne des Weibes neu belebt, und die Nähe des Mannes tat ihr wohl, wie ein warmer Sonnenblick, der die welfenden Blumen noch einmal an sich zieht, sie noch einmal gemahnt an die ersten Lentzage, die sie zu wonnigem Blühen entfaltet hatten.

„Tino,“ sagte sie schmeichelnd, „Tino, es ist wohl schon lange her, seit du mich über die Brücke der Tresa in dein Land brachtest?“

I.

„Ja, mein Täubchen, schon sehr lange!“ antwortete der Mann und schlängt den Arm um ihren grauen Zottelkopf.

„Damals trugst du das bunte Tuch der Mädchen von Tresa und hattest schwarze, krause Haare.“

„Ich wollte über die Brücke gehen; aber die Grenzsoldaten ließen mich nicht.“

„Sie schauten in dein Körbchen hinein und neckten dich, daß du ganz rot wurdest und weinen wolltest,“ fuhr der Alte fort und strich mit der freien Hand über die runzlige Stirn, hinter der sich die Vergangenheit so gut eingeprägt hatte, das große, große Erlebnis seiner Jugend.

„Was sagten sie doch zu mir, Alberto?“

„Ich weiß es nicht mehr, cara mia.“

„Wie du vergeblich bist, Tinetto,“ schmolte die Frau.

„Sage es mir noch einmal, damit ich es nicht wieder vergesse,“ sprach der Mann gutmütig und richtete sich auf aus den Lumpen, um keins ihrer Worte zu verlieren.

„Sie nannten mich Signorina und sagten, meine Augen seien zu schön für die Schweiz.“

„Und dann wollten sie dich küssen,“ fuhr er in grossendem Tone fort.

„Aber du kamst ihnen zuvor, mein Tinetto, und führtest mich über die Brücke.“

„Ja, damals hatte ich noch starke Arme und verstand wie keiner, die Maurerkelle zu schwingen.“

Seufzend strich er mit der weichen Hand über die dünnen marklosen Arme.

„Du bist noch heute mein Stolz,“ tröstete die Frau.

„Danke, mein süßes Herzchen, danke!“ flüsterte der Mann und schmiegte sich zärtlich an das Weib. Sie waren wie zwei vom Leben zusammengehegte weiche Blätter. Ihre Herzen hatten sich eine große Menge kindlicher Zärtlichkeit bewahrt, in der diesen kindischen Alten die Tage glücklich dahin schwanden, — dies ließ sie ein warmes Glück empfinden in der Armut und Klugheit ihres Greifentums. Das Weib spann weiter am Faden der Grinnerung. Ihre weichen Lippen lächelten oft leise, und dann und wann berichtete sie wieder von der Vergangenheit, von der süßen Zeit, da sie noch jung waren.

„Eines Tages sollte ich die Brücke nicht mehr sehen, Tinetto. Du fandest keine Arbeit mehr an der Tresa und nahmst mich an der Hand, um mich in deine Heimat zu führen. Weißt du noch, wie schön rot sich die Sonne in den Fluten der Tresa ausnahm und weit über den See einen roten Glanz war? Es war als versänke meine schöne Heimat jenseits der Brücke in Feuer, und wir mußten vorwärts in das dunkle Land, auf dem der Abend lag. O Tino, weißt du das nicht mehr?“

„Ja, ja mein Täubchen,“ murmelte der Alte wie aus einem Traume heraus.

„Seitdem mußten unsere Füße viele Wege machen,“ plauderte die Greisin. „Zuerst nach der Stadt mit den schwarzen Felsen und den weißen Häusern, die aussehen, als würden sie aus dem See, nach Lugano, dann bald wieder weiter zu Leuten, die eine sonderbare Sprache redeten . . .“

„Wie hießen die, Tinetto?“

Er antwortete nicht.

„Tinetto,“ schmeichelte das Weib und stieß den Gefährten sanft an.

„Schlafl nicht, wenn ich mit dir von unserm Leben spreche!“

Der Mann regte sich nicht.

„Alberto Betelino!“ schalt sie lauter. „Du hast mir immer alle Fragen beantwortet. Warum läßt du mich umsonst rufen! Tino, Tino!“

Aber der Alte bewegte seine Lippen nicht.

Da beschlich sie eine seltsame Angst.

Bitternd froh sie unter den Lumpen hervor zur Türe und jammerte laut in die Gasse hinein.

Die Weiber schauten aus den Fenstern, traten in die Türen und klapperten bald hilfsbereit durch die eisige Luft zu der Hütte der Zammernden.

„Sie müssen beide ins Spital!“ befahl der Arzt, den eine Neberorgsame aus der Gemeinde an das Lager des Erwachsenen gerufen hatte.

„Woher sind die Leute?“

„Sie sind schon zwanzig Jahre hier,“ plapperten die Weiber. „Als ich jung war und den Brautkranz trug, waren sie schon so alt und runzlig wie heut,“ sprach eine andere, „und jetzt zählt ich doch auch nimmer zu den Jungen.“ „Woher seid Ihr?“ wendete sich der Arzt ungeduldig an das Weib.

Eine Furcht vor dem barschen Ton überkam sie, so daß sie zitternd mit ganz leiser Stimme zur Antwort gab: „Ich bin über die Brücke gefommen.“

Schluchzend haschte sie nach der Hand Betelins und barg den Kopf an seiner Brust vor den scharfen Augen des Arztes.

„Niemand darf dir etwas tun, mein Täubchen,“ tröstete der Greis die Hilflose.

Mit diesen ersten fürsorglichen Worten bekundete er seine erwachte Teilnahme an dem, was um ihn her sich zutrug, an dem Leben, dessen Ende noch nicht gekommen war.

Nun wandte sich der Arzt an ihn und forschte und forschte ihn aus mit jener kalten, neugierigen Gewissenhaftigkeit, mit der er auch sein Messer in das fleisch kranker Leiber senkte. Und bald wußte er es und mit ihm die ganze Gemeinde: die beiden Alten waren nicht zusammen verheiratet.

„Wir haben uns so lieb, darüber haben wir das vergessen,“ sagte Betelino einfach und schaute aus den entzündeten Augenlidern zärtlich zu der Gefährtin hinüber. Die kindlichen Seelen der Alten empfanden keine Scheu, daß sie in Liebe zusammen alt geworden waren und auf ihre Weise die große Frage nach dem Glück des Lebens für sich gelöst hatten.

Auch das Dorfvolk achtete das Bündnis dieser zwei Menschen, und kein rohes Wort wagte seinen zarten Zauber zu stören.

„So muß der Mann nach Lugano geschafft werden und das Weib zurück nach Italien in seine Heimat,“ sprach der Arzt mit leiserer Stimme. Auch ihn kam es hart an, diesen Trennungsspruch zu fällen, der so grausam und ungerecht schien in dieser Lage, wie eben nur ein Zwang sein kann, in den alle hineingepreßt werden müssen.

Die Köpfe der Dorfweiber fingen an zu arbeiten, sie wurden ganz rot von dem anstrengenden Denken. Ihr Herz sagte ihnen, daß die zwei Leutchen niemand trennen dürfte. — So suchten sie und schwanden sie und standen zusammen und hielten die Männer an, daß sie wohl einen Rat erteilen möchten.

Die beiden Alten lagen eng geschmiegt zusammen, schwächer als zuvor. Ihr einfacher, liebender Verstand begriff nichts von Trennung, und sorglos wie Kinder schliefen sie ein unter der drohenden Gefahr.

III.

In die kalten, mondhellernen Nächte heulste der Sturm. Wie zum Spiegel geschliffener Stahl leuchtete der Mond über dem blauen Sammt des Himmels. Die glänzenden Blätter der Lorbeeräume schnitten mit ihren scharfen Speeren dunkle Flecken in die Luft, von jedem Windstoß hin- und hergeholt. Zornig fuhr der Atem des Föhns in die kahlen Jasminäume. Er huschte an den Hecken vorbei und blies in die starre Erde, bis in all den Wurzeln und Kräutlein die treibende Kraft zum Licht erwachte. In den Bergen wühlte sein Spaten das welke Laub auf, schleuderte es über die steinbedeckten Ställe und Gaden, in denen das Heu des Herbstes herbergte.

Die Kälte wurde müde, sich des Föhns zu erwehren. Immer schwächer wurden die knisternden Flöre, mit denen sie alle Quellen und Bäche überzogen hatte, um schließlich zu vergehen an dem warmen Schnauben der bebenden Nüstern des Sturms.

So kam der Frühling über Nacht.

Am Jasminbusch flammten goldgelbe Kerzen auf. Ein zarter grüner Schimmer lag über den farblosen Hecken, und wenn der Mittag kam, hüpften schon einige Eidechsen aus dem Gemäuer, blinzeln mit den braunen Auglein in das neue Leben und wärmten sich an dem freigebigen Sonnenfeuer.

Vor der Hütte Betelinos stand eine Kutsche. Eine weiße Masche zierte den Aufzug des Kästchens. So geschmückt fährt der Wagen nicht in Trennung und Elend hinein, und auch dem schweigsamen Knochenmann wird sein Raub nicht zugeführt, mit den Schellen und Schleifen des lachenden Lebens geziert.

Zwei Weiber traten aus dem Steinhaufen, warfen ein paar triumphierende Blicke in den Frühling und traten zurück in die Hütte.

Die Köpfe hatten nicht umsonst gesponnen und gesonnen, voll von dem schönen Mitleid, welches das südlische Volk so warm ergreift, wenn der Liebe eine Gefahr droht. Sie hatten mit den beiden Alten den Mais gesäet in der Ebene des Tessin,

hatten die Felder gesäubert von Unkraut, Seite an Seite mit ihnen, wenn ihnen die Sonne brennend den Schweiß aus den geröteten Gesichtern trieb. Sie hatten mit ihnen die goldenen Kolben geerntet und die harten gelben Körner zu Mehl zerrieben zwischen den Steinen, zur kargen täglichen Speise.

„Die beiden haben das Leben zusammen ertragen, nun sollen sie auch zusammen sterben.“

In diesen Worten gipfelte ihre Philosophie, und so hatten sie es durchgesetzt, daß den beiden Alten eine Hochzeit gerichtet wurde.

Wieder traten die beiden Weiber aus der Türe, vorsichtig die gebrechliche Greisin in den Wagen schiebend. Der Frühling lachte und leuchtete und verjüngte sogar den Betelino, den der Tod freigegeben hatte zur Hochzeitsfahrt. Er hatte sich begnügt, ihm den letzten Schein von Farbe aus den Lippen zu saugen. Dafür hatte er ihm in den Augen die große Stille geweckt, vor der das Leben bange und ehrfürchtig zur Seite schaut.

Mit diesen stillen Augen fuhr er mit seinem Kinde durch die engen Dorfassen zum Gemeindehaus. Das ganze Bölkchen klapperte dem Wagen nach, des Augenblicks harrend, da das Werk vollendet und das Weiblein die gesetzliche Frau des Betelino geworden war.

Mit großen Jubelrufen und heißen Wünschen begrüßten sie das Paar, das schwer atmend aus der Türe trat, hinter der sie fürs Leben verbunden waren.

„Eviva, evviva la signora Vetelino!“ schrieen die Buben, warfen ihre Holzschuhe in die Luft und tanzten mit den nackten Füßen über die spitzen Steine.

Das Weiblein konnte sich nicht zurechtfinden in seiner neuen Würde.

Wie es gewesen war, so war es sehr gut gewesen. Die Furcht vor dem Ungewohnten und all die Aueregung der letzten Zeit machten sie noch scheuer, als ihre Natur schon war. Sie zitterte und schluchzte und klammerte sich schutzsuchend an den Gefährten.

Das Glückrufen des Dorfvolkes wollte kein Ende nehmen. Es brauste den beiden in die Ohren und schwirrte über ihre Köpfe hin, mächtig und jauchzend. Sie wußten nichts anfangen mit diesem warmen Jubel und drückten sich in die Wagenecke hinein.

Lange noch tönten die hellen Rufe triumphierend heraus aus dem Kärrischen der Räder, bis sie schließlich unterliegen mußten und nur der Tag mit den Städtern weiterrollte in die blaue Ferne.

„Tino, bin ich nicht mehr dein Kindchen?“ fragt die Frau den Gefährten an ihrer Seite.

„Nein, jetzt bist du meine Frau,“ sprach der Greis.

„Es war so schön, dein Kindchen zu sein,“ flüsterte sie. Neben ihr altes Gesicht huschten Schatten des Bedauerns, und ihre Seele klagte leise, ihr kaum bewußt, dem Verlorenen nach.

„Seit bin ich deine Frau,“ wiederholte sie ihm und seufzte dazu. Vielleicht ging eine Ahnung durch ihren alten Kopf von dem stillen Marthrium der Frau, von all dem Leiden, davon sie, das Kindchen, verschont geblieben war.

„Ja, ja, und unsere Hochzeitsreise geht ins Spital!“

Bor ihnen breitete sich die Landstraße aus. Hier und da schimmerte ein großes weißes Haus oder ein armeliger Steinhaufen in den Tag. Vom Langensee stieg ein feiner Duft auf und leckte an den weißen Schneehauben der Berge.

Eine große Mattigkeit beschlich die beiden Alten, größer noch als die in den Tagen des Winters. Sie saßen ganz eng zusammen, eins das andere stützend, und atmeten mähfam die warme Luft. Neben ihnen stieg der Staub auf und begleitete ihre Fahrt. Er wand sich hoch auf wie eine Schlange und züngelte zu ihnen hinein.

In ihrer Bedrängnis vergaßen sie, daß sie verheiratet worden waren.

„Mein Täubchen, halte dich an mich!“ sprach der Alte, und schüttigend breitete er seine Hand nach ihr aus.

„Tinettino! Werde ich auch die Brücke wiedersehen?“ fragt das Weib zurück.

„Gewiß, mein Kindchen!“

Dann wurden sie ganz stumm, kaum daß sie noch atmeten. Die stillen Augen des Mannes starrten müde dem ewigen Schweigen entgegen.

Wie er das Weiblein einst zur Liebe gelockt, so lockte er sie jetzt in die tiefe Stille.

Und leise, ohne daß sie es merkten, träumten sie wie zwei sterbende Blumen sich willig in den Tod.